

Entscheidungsfindung. Auf spezifisch christliche „Erinnerungsbestände“ muss man indes lange warten. Erst gegen Ende des Buches werden ignatiansiche Wahlmethoden aufgeführt. Hier ist auch zum ersten Mal explizit vom Zusammenhang Gott und Entscheidung die Rede, wobei die Rolle des Gebetes ausgeblendet wird. Der Leser erfährt viel vom Leben des Verfassers. Das verleiht dem Buch einen persönlichen Charakter, der aber bisweilen selbstgefällig und indiskret anmutet. Vollmundig wirkt die Einschätzung des Buches als providentiell (188ff) und einzigartig: den positiven Blick auf Entscheidungen und die Sicht nach innen „sucht man vergeblich in den bisherigen Entscheidungsbüchern“ (9). Ob der Verfasser die Bücher von Klaus Demmer oder Hans Schaller kennt? Der Hang des Verfassers zu enzyklopädisch-semantic Vollständigkeit hemmt die Lesefreude nicht selten. Leider greift das Buch den christlichen Erfahrungsschatz kaum auf (bis hin zur Zeitangabe *vuZ* statt *vChr*). Der Verfasser scheint sich eher in der Managerliteratur beheimatet zu fühlen, deren Ergebnisse freilich zur Entscheidungsfindung dienlich sein können.

Dominik Terstriep SJ

WALTER, Silja

DIE BEICHTE IM ZEICHEN DES FISCHES

Ein geistliches Tagebuch

Neuausgabe (1. Aufl. 1999). Freiburg, Schweiz: Paulus-Verlag, 2005. – 205 S.
- (Topos-Plus-Taschenbücher; 558). – ISBN 3-7867-8558-9. – EUR 9.90.

sowie

HAHN, Scott

GOTT DER BARMHERZIGE

Der Weg zur Beichte

Augsburg: Sankt-Ulrich-Verlag, 2005. – 199 S. – 3-936484-46-5. – EUR 16.90.

Man mag heute wieder mehr Verständnis als vor zehn bis zwanzig Jahren, manchmal sogar Interesse für Glaubenswege aufbringen. Aussagen, wie etwa „ich beichte oft und gerne“ oder „der rechte Weg des Christen scheint mir der Weg der Buße zu sein“, sichern dem gläubigen Christen indessen nach wie vor die peinliche Betroffenheit seiner Gesprächspartner. Das ist nicht schlimm, können Gespräche doch gerade nach solchen Affronts beginnen fruchtbar zu werden. Unwohl muss es einem hingegen werden, wenn der Christ die genannte Reaktion auch von seinesgleichen erfährt. Ja, wenn man diese abwehrende Haltung in der katholischen Kirche für sehr weit verbreitet ansehen will (und viele Anzeichen sprechen dafür), so darf man sie getrost für ein Signum der europäischen Kirchenkrise halten: Haben wir uns schon seit langem stillschweigend darauf verständigt, den Gebrauch der Wörter „Sünde“ und „Buße“ so gut es geht zu vermeiden, so scheint uns nun auch der Sinn dafür verloren gegangen zu sein, was diese Wörter überhaupt bedeuten (man beachte z.B. was so mancher Priester bei der Messe statt des „...schau nicht auf unsere Sünden, sondern auf den Glauben deiner Kirche...“ ersatzweise betet).

Silja Walter ist, soviel kann schon hier gesagt werden, allein schon deshalb für das angezeigte Buch zu danken, weil sie diesem so breit ignorierten Sakrament keine Abhandlung, kein Pamphlet, kein Plädoyer gewidmet hat, sondern die Seiten dieses Werkes einzig mit Gedanken und Reflexionen über die inneren Regungen ihrer erneuerten Beichtpraxis gefüllt

N hat. Denn damit ist ihr nicht weniger gelungen, als eine offene und ernste Einladung an alle Zeitgenossen, ihr dabei zu folgen: Den Weg, den die Benediktinerin über ein Jahr hin gegangen ist, innerlich mit abzuschreiten.

Um das im Ganzen geglückte Unternehmen richtig zu würdigen, sollte man einmal einen Blick in die in deutscher Sprache ebenfalls in diesem Jahr erschienene neueste Publikation von Scott Hahn werfen. Wer sein hie und da etwas schiefes aber doch vor allem wachrüttelndes Buch über die Eucharistie gelesen hatte, durfte gespannt darauf sein, wie es ihm gelänge, die dort entwickelte Perspektive vom „Mahl des Lammes“ für das Bußsakrament fruchtbar zu machen. Die Erwartung weicht der Enttäuschung. Persönlich engagiert zwar, jedoch sachlich kaum gerüstet, verfasst er ein gut gemeintes Plädoyer, das aber neben schweren inhaltlichen Fehlern (vgl. z.B. 72: „Wir ziehen sie [sc. die Erbsünde] uns ohne unsere Zustimmung zu. Deshalb kann Gott uns auch ohne unsere Zustimmung von ihr befreien, wie es in der Taufe geschieht.“) über den Sinn des Sakraments keine Klarheit zu verschaffen vermag. Die angemessenste Form seiner Ausübung ist für ihn die wöchentliche Andachtsbeichte. Dass aber gerade sie nicht wenig dazu beigetragen hat, die anderen Formen der Sündenvergebung (als da z.B. wären: der gläubige Empfang der Kommunion oder die Aufnahme des Wortes Gottes im Herzen) aus der Wahrnehmung des Christen zu verdrängen, fällt Hahn gar nicht ein.

Zu einem nicht geringen Teil ist das Defizit seines Buches allerdings gar nicht ihm direkt anzulasten, denn es spiegelt doch die aus mehrerlei Gründen missratene nachkonziliare Reform wider (bequem nachzulesen bei R. Meßner, *Feiern der Umkehr und Versöhnung*. In: *Gottesdienst der Kirche*, Bd. 7,2, Regensburg, 1992). In deren Folge nahm das Sakrament im allgemeinen Bewusstsein seinen Niedergang (ich betone: Folge, die Reform war nicht der alleinige Grund dafür!). Jeder naiv-affirmative Zugang zum Status quo des Ritus und der Praxis des Bußsakraments wird sich mit dieser jetzt bestehenden Unausgeglichenheit schwer tun.

Die schweizerische Benediktinerin gehört zu jener (allem äußeren Anschein nach auch in den Klöstern immer kleiner werdenden) Gruppe, die ihr Leben lang die regelmäßige Beichte in sehr kurzen Abständen geübt hat. Und dennoch ist sie – entgegen des bei Hahn euphorisch entworfenen Bildes – darüber nicht froh geworden. Anhand eines der üblichen Beichtspiegel, Sünde an Sünde gereiht – so, beschließt die zum Zeitpunkt der Niederschrift Achtzigjährige, möchte sie „nie wieder“ beichten (17). Ihrem Entschluss kommt entgegen, dass ihr Beichtvater bald nach dem ersten zaghaften Versuch, es anders zu probieren, stirbt, und sich der neue wesentlich besser auf das ungewöhnliche Verhalten der Nonne einlassen kann. Mit der Bibel in der Hand entwickelt sie aufgrund ausgesuchter, der Zahl der Monate des Jahres entsprechender neutestamentlicher Stellen ihren ganz persönlichen Beichtweg hin auf das Ziel: Die Mehrung ihres Glaubens, das Hineinstellen in den Glauben. Was sie daran hindert, bringt sie klar zum Ausdruck, wenn sie schreibt: „In meiner Beichtpraxis gab es bisher eine unverhohlene Arroganz. Ich ging beichten, damit es wieder stimmt zwischen Gott und mir. Als ob das jemals stimmen könnte. Das ist das Schiefe an meinem Beichten: Man kann seine Defizite nicht aus sich heraus und von überall her zusammenholen und als unbezahlte Rechnungen vor Gott auf den Tisch ausbreiten, damit er sie mit einer Handbewegung herunterwische und wir uns als gute Freund und Freundin wieder trennen bis zum nächsten Mal“ (35). Von ausgesuchten Perikopen will sie sich nun ins Beichtgewissen reden lassen: Die Sterndeuter fragen, wie es um ihre Gottsuche bestellt ist. Von der Selbsterniedrigung des Herrn in der Taufe her begreift sie, dass ihr Leben in der Klausur, das dem Außenstehenden so schuldlos anmutet, gerade dasjenige ist, das sich aufgemacht hat, um herauszufinden „was und wie wir beichten sollen in Anbetracht der Ungeheuerlichkeit“ dieser Erniedrigung. Mit dem Geist Jesu lässt auch sie sich in die Wüste treiben (Mk 1, 12-13). Die johanneische Perikope vom Jakobsbrunnen lässt sie erkennen, dass es ihr eigener

Glaube ist, wonach es den Herrn, den Kyrios, wie sie ihn vorzugsweise nennt, dürstet. Die Blindenheilung (Joh 9, 1-7) macht ihr deutlich, dass Gott uns nicht allein im Beichtsakrament, sondern in jedem Gottesdienst sehende Augen für seine Herrlichkeit schenken will. Die Reflexion über die Verklärung Christi macht ihr den Zusammenhang zwischen der Herrlichkeit des Herrn und seiner Barmherzigkeit klar. Im Ablösen der Binden des wiedererweckten Lazarus sieht sie das priesterliche Tun im Sakrament sich vor Augen gestellt. Es sei immer der Herr, der den geistlich Toten riefte, die Aufgabe des Priesters bestehe darin, dem Zurückgekehrten die Binden zu lösen. Der Abendmahlsbericht nach Mk. 14, 22-24 macht ihr ihre Zeitgenossenschaft mit dem Abendmahlsgeschehen (so!) einsichtig und motiviert von daher ihre Fragen an das Beichtgewissen: „Wie bin ich, was tu ich in der Messe?“ (132) Schließlich führt sie die Reflexion über den Auferstehungsbericht in Joh 20, 19-23 zur Kernfrage über das Beichtsakrament: „Kyrios – schenkt die Messe nicht die totale Absolution?“ (139) Wozu aber dann die Beichte? Das Geheimnis der Himmelfahrt (betrachtet unter dem Blickwinkel des Loslassenkönnens), das Pfingstereignis und die Wiederkunft des Herrn bilden den Abschluss ihrer Betrachtung.

Wer dieses persönliche Zeugnis liest, wird gewiss nicht immer angenehm berührt sein, wird gewiss nicht immer jedem Auftritt der Figuren des Buches (einschließlich der Verfasserin) mit Sympathie begegnen. Auch ist die Möglichkeit des Beichtgesprächs so neu nicht, und ob man sich darüber freuen soll, den Beichtstuhl nicht mehr zu gebrauchen, erscheint mir aus ihrer Situation heraus zwar verständlich insgesamt aber zweifelhaft. Ermöglichte er doch lange Zeit eine stimmige Form der Beichte, die auch heute noch vielen zu entsprechen vermag (Knien als Ausdruck der Demut, Bekenntnis innerhalb des Kirchenraums). All das aber tut der Sache wenig Abbruch. Denn immer folgt der Leser Silja Walters Spur Anteil nehmend und vermag sich so den Fragen, die sich im Laufe ihres Beichtwegs ergeben, nicht mehr zu entziehen.

Verwunderlich bleibt indessen – und das ist bezeichnend für die eingangs erwähnte Krise – dass weder der kirchentreue amerikanische Theologieprofessor noch die schweizerische Nonne die Kirche als den Ereignisrahmen des Sakramentes recht in den Blick bekommen. Obwohl das selbstverständlich, in Ansätzen mehr oder weniger bewusst, hie und da anklingt, so wird doch deren tatsächliche Bedeutung bei weitem unterschätzt. Nirgendwo gehen beide näher darauf ein, dass die Kirche notwendigerweise der einzige Raum ist, innerhalb dessen man christlich überhaupt sinnvoll von Beichte sprechen kann. Die Reflexionen bauen fast ausschließlich auf die sehr zu respektierenden persönlichen Beziehungen der Autoren zu Gott im Allgemeinen oder im Besonderen zu Jesus Christus auf. Außer Acht bleibt dabei, dass ihre Beziehung ja nur deshalb besteht, weil sie sich im Raum der Kirche bewegen, dass sie dorthinein von Gott Berufene (Paulus nennt sie „Heilige“) sind. Anders als der erste Mensch haben sie auf den Anruf Gottes „Wo bist du“ „Hier bin ich“ gesagt und sie haben so wieder den Weg zurück ins Paradies, den uns die Kirche repräsentiert, gefunden. Eben deshalb ist die Grundfrage, die der Beichte erst ihren Sinn verleiht, die gleiche, die Gott an den Täufling stellt: „Wo bist du?“ Und eben deshalb geht es in der Beichte – wie auch ihre geschichtliche Entwicklung zeigt – um die Frage der Exkommunikation und der Rekonziliation. Auf die zentrale Einsicht Silja Walters wozu es denn der Beichte bedürfte, da die Hl. Messe doch schon alles schenke, wäre zu antworten: Niemand bedürfte ihrer, wenn er der Gegenwart des Auferstandenen (mit diesem feiern wir ja das Mahl und nicht mit dem Jesus aus dem Abendmahlsaal) tatsächlich immer mit innerer Gegenwärtigkeit begegnet ist. Wer aber vermag das von sich zu behaupten? Das, was uns von der wahren Communion trennt, manchmal gar abschneidet, unser stetes Abdriften aus dem Raum der Kirche: jene Handlungen also, die unser Gewissen als die sozusagen unmerklichen aber permanenten „Tatexkommunikationen“ entlarvt, muss die „Materie des Sakramentes“ sein. Das eklesiologische Fundament hat mir in beiden Publikationen gefehlt. Philipp Gahn